



Schweizer Todesstoß?

Da für zahlt der Kunde gern etwas mehr. Warme Crêpes, nicht dicker als 0,7 Millimeter. Einzeln gebacken und gerollt wie eine Havanna-Zigarre, gefüllt mit zarter Schokolade. „Hüppen“ heißt die Spezialität, die das Unternehmen Gottlieb seit 1928 im Schweizer Gottlieben am Bodensee an der Grenze zu Konstanz anfertigt. Zu umgerechnet 0,70 bis 1,60 Euro das Stück.

VON TOBIAS BAYER

Doch am Donnerstagmorgen wird die Hüppe für deutsche Feinschmecker noch um einiges teurer. Ohne dass Geschäftsführer Dieter Bachmann, 42, dazu irgendetwas beigetragen hätte. Schuld daran ist der Wechselkurs. Die Schweizer Nationalbank (SNB) koppelt den Franken völlig unerwartet vom Euro ab. Was folgt ist ein Erdbeben an den Kapitalmärkten. Der Frankenkurs schießt binnen Sekunden steil nach oben. Von 1,20 Franken je Euro auf zwischenzeitlich 0,85 Franken, um sich dann nahe der Parität einzupendeln. Die Aktien an der Schweizer Börse brechen ein und zeichnen das größte Tagesminus seit 1989. „Schwarzer Donnerstag“ in Zürich.

Gottlieb-Chef Bachmann erreicht der SNB-Entscheid an dem Tag mitten in einem Kundengespräch. „Der Schweizer Franken liegt ja jetzt bei 1,04 Franken zum Euro“, lässt der Kunde fast beiläufig fallen. „Nein, das kann nicht sein“, entgegnet Bachmann verdutzt. Er eilt in sein Büro und setzt sich vor den Computer. Er ruft die Nachrichtenseiten im Internet auf. Und ist fassungslos. „Das hatte ich nicht erwartet. Ich hatte gedacht, dass die SNB gestaffelt vorgeht.“

Für die Schweizer Industrie, für die Finanzwirtschaft und den Tourismus brechen harte Zeiten an. Ein starker Franken verteuert ihre Produkte und Dienstleistungen außerhalb der Schweiz. Die mögliche Folge: Die Umsätze fallen, die Wirtschaft schmiert ab, Deflation zieht auf. Selbst für Qualitätsanbieter wie Gottlieb, die einen Großteil ihres Umsatzes im eigenen Land erzielen, wird es ungemütlich. „Unsere Hüppen werden von Firmen gern als Weihnachtsgeschenk versandt. Wenn diese Firmen unter dem Wechselkurs leiden, bekommen wir das auch zu spüren“, sagt Bachmann. Deshalb steuert er schon jetzt um. Deutschland, Frankreich und Italien bearbeitet er nicht mehr aktiv. Stattdessen setzt er auf Fernost. Auf China, auf Dubai, Singapur und bald Hongkong. „Alles in allem ist es durchaus möglich, dass wir 10 bis 20 Prozent unserer Kunden verlieren.“

Einmal mehr rappelt es im Frankenland. Die Schweiz, einst gepriesen als der Hort der Stabilität, der Besonnenheit und Präzision, sorgt für Verunsicherung. Zuerst der Steuerstreit mit den USA und Deutschland, der die Eidgenossen das fast sagenumwobene Bankgeheimnis kostete. Dann eine Serie an Volksinitiativen, die so gar nicht zum liberalen Selbstverständnis der Schweiz passten. Abgestimmt wurde über Zuwanderungsschranken, Obergrenzen für Managergehälter, über Mindestlöhne sowie über die Abschaffung von Steuerprivilegien für vermögende Ausländer.

Zur negativen Standortwerbung trägt seit dieser Woche auch die Notenbank

Die Nationalbank hat den Franken vom Euro gelöst – und macht die starke Währung für die Wirtschaft der Schweiz zur Last. Das Geschäftsmodell eines ganzen Landes ist in Gefahr

bei. Seit Herbst 2011 hielt die SNB den Franken künstlich niedrig, um der heimischen Exportwirtschaft zu helfen. Sie verteidigte ein Kursziel von 1,20 Franken je Euro und kaufte dazu massenweise Euro auf. Sie häufte Devisenreserven von grob 500 Milliarden Franken an. Die SNB-Bilanz entspricht 85 Prozent der Schweizer Wirtschaftsleistung. Ein enormer Betrag.

Die Summe wäre bald noch weiter angewachsen. Schließlich steht die Europäische Zentralbank (EZB) kurz davor, Staatsanleihen aufzukaufen. Das wird den Euro weiter schwächen und hätte den Aufwertungsdruck auf den Franken erhöht. SNB-Gouverneur Thomas Jordan zieht am Donnerstag die Reißleine.

Auf der eilig einberufenen Pressekonferenz ist Jordan sichtlich nervös. Der groß gewachsene Bieler gilt als ausgezeichnete Ökonom. Doch bei öffentlichen Auftritten haftet ihm etwas Hölzernes an. Da ist er ganz anders als sein

”

Was die SNB da veranstaltet, ist ein Tsunami für die ganze Schweiz

Nick Hayek, Swatch-Chef

Vorgänger Philipp Hildebrand, der die Franken-Bindung eingeführt hat. Hildebrand war früher Leistungsschwimmer, trägt schicke Anzüge, edle Armbanduhren, arbeitete zwischenzeitlich bei einem Hedgefonds. In sein Büro in der Nationalbank hängte er sich eine Schwarz-Weiß-Fotografie von Boxlegende Muhammad Ali. Vor den Kameras brillierte er mit Charme und polierten Antworten.

Jordan ist eher kein Redekünstler. Er muss mit dem schweren Erbe, das Hildebrand hinterlassen hat, fertig werden. Und er will nichts Falsches sagen. Deshalb gibt er sich vor den Reportern schmallippig. „Das kann ich nicht genau beantworten“, sagt er und: „Ich will hier nicht in die Details gehen.“ Wenn er

doch etwas ausholt, wird es schnell technisch: „Sie müssen das in einer intertemporalen Perspektive betrachten.“

Bei der internationalen Presse kommt Jordan schlecht weg. Sie spricht von „Schweizer Hammer“, von „Schweizer Schock“, vom „Super-GAU“, von einer „schlechten Werbung für die Schweizer Verlässlichkeit“. So aufgeheizt ist die Stimmung, dass die abfällige Bezeichnung „Gnome von Zürich“ wieder die Runde macht. Gemeint sind Jordan und seine Zentralbankkollegen.

Am härtesten gehen jedoch die Schweizer selbst mit der SNB um. Die Politik fürchtet einen Milliardenverlust der Notenbank, der ein Loch in die Staatsfinanzen reißen würde, und bangt um Arbeitsplätze. Trocken kommentiert die Sozialdemokratin Susanne Leutenegger Oberholzer den Entscheid bei Twitter. „Das SNB-Direktorium muss die Folgen ihres Entscheides für den Werkplatz nicht persönlich tragen. Vorerst nicht.“ Das klingt wie eine Rücktrittsforderung. Wirtschafts- und Gewerkschaften fluten die Postfächer der Journalisten mit alarmistischen Kommunikatons. „Schweizer Wirtschaft in großer Sorge“, titelt der Arbeitgeberverband Economiesuisse. „Wettbewerbsfähigkeit in Gefahr“, meldet der Verband der Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie. „Massive Gefahr für Löhne und Arbeitsplätze“, heißt es beim Gewerkschaftsbund.

Am lautesten poltert Nick Hayek, der 60-jährige Chef des Uhrenkonzerns Swatch in Biel. Ihm gehören Marken wie Blancpain, Omega oder Tissot. Hayek hat in Paris Filmwissenschaften studiert, er liebt den großen Auftritt. Auf Pressekonferenzen zündet er sich gern eine Zigarre an und schimpft über die Konkurrenz. „Es fehlen einem die Worte“, poltert Hayek nun über den Beschluss der Zentralbank. „Jordan ist ja nicht nur der Name des SNB-Präsidenten, sondern auch ein Fluss, und was die SNB da veranstaltet, ist ein Tsunami.“ Und zwar „sowohl für die Exportindustrie wie auch für den Tourismus und schlussendlich für die ganze Schweiz.“

Wie heftig der Tsunami ausfällt, darüber debattieren die Experten noch. Aktuell entwickelt sich die Schweizer Wirtschaft besser als die der Euro-Zone. Allerdings fallen die Preise. „Sollte die Aufwertung des Franken anhalten, dann würde das das Wachstum drücken“, sagt Roberto Mialich, Leiter der globalen Währungsstrategie bei der italienischen Unicredit. „Der deflationäre Druck im Land könnte sich verstärken.“

Etwas entspannter schätzt Klaus Wellershoff die Lage ein. Der frühere Chefvolkswirt der Schweizer UBS hat inzwischen sein eigenes Beratungsunternehmen in Zürich. Die Schweizer Wirtschaft werde das wegstecken, ist der Deutsche überzeugt. Der Franken gewinne gegenüber dem Euro, gleichzeitig werte aber der Dollar auf. „Es gibt also Gegenwind und Rückenwind“, sagt Wellershoff. Die Schweizer Industrie habe sich in den vergangenen Jahren fit gemacht, die Lohnstückkosten seien gesunken. Vor der SNB-Entscheidung war Wellershoff für das kommende halbe Jahr von einem Wachstum von zwei Prozent ausgegangen. Der starke Franken könne das auf 1,5 Prozent verringern. „Das ist immer noch ordentlich“, sagt Wellershoff.

Dennoch verdüstert sich der Ausblick für die Schweiz. Selbst ganz weit oben. In Saas-Fee im Kanton Wallis leitet Josef

Planzer, 55, auf 1800 Meter Höhe das Fünfsterner-Hotel Ferienart Resort & Spa. 71 Zimmer. Preis für eine Nacht: 260 bis 1200 Franken. Das Hotel ist gut gebucht. Dennoch befällt Planzer eine gewisse Nostalgie. Mitte der 80er-Jahre arbeitete der Schweizer, der aus dem Kanton Uri stammt, im Nobelort St. Moritz. Ende September sei das Hotel damals schon zu 80 Prozent ausgebucht gewesen. Die Kunden hätten verlässlich angerufen. Faxe seien noch eine Seltenheit gewesen. „Unser Buchhalter meinte, ein Faxgerät für 4500 Franken lohne sich nicht“, erinnert sich Planzer.

Heute seien die geruhamen Zeiten vorbei. „Alles ist dank des Internets

transparent, es wird im letzten Moment gebucht. Die Kunden richten sich nicht selten nach dem Wetterbericht.“ Urlaub in der Schweiz gehöre heutzutage für viele Menschen nicht mehr zum Pflichtprogramm. Der Preis entscheidet mit. Eine Aufwertung des Franken ist da nicht hilfreich. Die aktuelle nimmt Planzer nur deshalb einigermaßen gelassen, weil er vorbereitet ist: „Vor dreieinhalb Jahren war der Franken ein großer Schock für uns alle“, sagt er. „Jetzt tragen wir das mit Fassung. Wir haben in den vergangenen Jahren viel gelernt und uns angepasst.“

Um nicht ausgestochen zu werden, passt Planzer die Preise laufend an.

„Was macht der Markt?“, fragen wir uns. Das ist fast wie an der Börse.“ Extra dafür hat er eine junge Schweizerin eingestellt, die auf zwei Monitoren live die Buchungen verfolgt, die in Datentabellen eingehen. „Pick-up-System“ wird das genannt, maximale Auslastung ist das Ziel. Abhängig von der Nachfragelage wird der Preis gesenkt. Manchmal auch unauffällig, indem Pakete geschnürt werden. Beispielsweise für Übernachtungen samt Wellness-Behandlung.

Die gute alte Zeit ist vorbei. Ein paar Gewissheiten sind geblieben. Beispielsweise der Besuch eines belgischen Paares, das jedes Jahr komme, sagt Planzer. „Seit einem halben Jahrhundert.“

ANZEIGE

Redakteurin. Depression. Heute Unternehmerin.
Den eigenen Weg gemeinsam gehen.

Nina Schmidt
Überzeugt von ihrem neuen Weg – überzeugt von ihrem Wegbegleiter. Ihr Film jetzt auf nina.tk.de